

# Die Neue Welt

Nr. 20

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1898

## Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Zwischen waren aus den zwei bis drei Tagen, die Häschke hatte auf dem Bauerngute bleiben wollen, um seine Sachen in Stand zu setzen und seine Füße auszuheilen, volle vierzehn Tage geworden. Der Wanderbursche hatte es ausgezeichnet verstanden, sich bei den Bauersleuten wohl gelitten zu machen. Selbst die Günst des alten Bauern hatte er sich zu erobern gewußt, indem er sich unentbehrlich machte. „Wo zu bin ich denn Flammer von Religion?“ sagte er, womit er meinte, daß er sich auf Schmiedearbeit verstehe, und er müsse doch arbeiten, daß er hier „treise wohne.“

Und so machte er sich über die Ackergeräthschaften, die Pflüge, Eggen und die Handwerkszeuge, sah nach den Schrauben, schweißte, hämmerte, nietete und schärfte. Kurz, er brachte Alles in Schuß für die nahe Frühjahrsbestellung.

Die Herzen der Frauen gewann Häschke durch seine gute Laune und seine schnodderigen Witze. Im Büttner'schen Hause war die Fröhlichkeit lange Zeit ein unbekannter Gast gewesen. Jetzt wurde sogar gesungen — allerdings nur, wenn der Bauer außer Hörweite war. Es stellte sich heraus, daß Häschke sangeskundig war, und Ernestine hatte eine hübsche Stimme. Da sangen sie manchmal zweistimmig, allerhand neue und lustige Lieder, die der Wandersmann von der Walze mitgebracht hatte. Am schönsten aber war es, wenn er von seinen Reise-Erlebnissen erzählte. Vielleicht nahm er es mit der Wahrheit nicht immer genau. Er wußte von wunderlichen Fahrten, Glücksfällen und Abenteuern zu berichten. Jedenfalls verstand er spannend zu erzählen und seine Lügen geschickt auszuwickeln. Die Frauen glaubten ihm auf's Wort; mit offenem Munde und leuchtenden Augen hörte ihm Ernestine zu, wenn er von den Wundern der Fremde berichtete. Häschke-Karl hatte wohl schwerlich etwas vom „Möhren von Benedig“ vernommen. Aber auch er wußte, belehrt durch die Schlaueit des Instinktes, daß man durch Erwecken ihrer Theilnahme an Gefahren und außerordentlichen Erlebnissen das Wohlgefallen der Frau am sichersten erregt.

Erstaunlich schnell hatte Häschke es auch verstanden, sich aus einem zerklümpften in einen schmunzenden und leidlich anständig aussehenden Menschen zu verwandeln. Viel trug zu dieser Mauferung bei, daß er sich seinen struppigen Bagabundenbart hatte abnehmen lassen. Faden, Nadel und Scheere borgte er sich, und für ihn fand sich auch unter den Vorräthen der Frauen dieses und jenes Stück Zeug. Karl Büttner mußte eine „Stande“ hergeben, wie Häschke das dem Leibe zunächst gelegene Kleidungsstück benannte, der Schuster mußte ihm die „Trittchen“ neu besetzen; den „Wallmusch“, die „Kreuzspanne“

und die „Weitchen“ sticht er sich selbst mit den Tuchresten, welche er von den Frauen erhalten hatte. Der Erfolg war, daß er mit einer etwas scheidigen, aber nach seiner eigenen Auffassung „duften Kluft“ umherging.

Als der Büttnerbauer zum ersten Male mit der Egge auf's Feld hinausfuhr, ging Häschke mit. An einzelnen Stellen war der Frost noch im Boden und erschwerte die Arbeit. Der zugereiste Handwerksbursche wußte sich auch hier nützlich zu machen. „Nehmt mich als Knecht an, Vater Büttner!“ meinte Häschke in dem vertrauten Tone, dessen er sich seinem Wirth gegenüber zu bedienen pflegte. Und der alte Bauer sagte nicht „Nein!“

Gustav kam in dieser Zeit nicht mehr auf den väterlichen Hof. Er ging dem Alten aus dem Wege. Neuerdings brauchten Vater und Sohn nur drei Worte zu wechseln, und der Streit war fertig. Gustav meinte, das könne er sich ersparen; ändern würde er ja zu Haus doch nichts mehr an dem Gange der Dinge.

Er hatte ganz genug mit seinen eigenen Angelegenheiten zu schaffen. Die Trauung war nunmehr festgesetzt, auf den nächsten Sonntag. Das Paar selbst wollte von jeder Feierlichkeit, mit Ausnahme der kirchlichen, absehen. Aber Pauline's Mutter blieb darauf bestehen, daß man den Hochzeitsgästen etwas vorsetzen müsse. Frau Katschner verstand von ihrer Dienstzeit in der herrschaftlichen Küche her Einiges vom feineren Braten und Kochen. Sie wollte sich die Gelegenheit, ihre Künste einmal im hellsten Lichte zu zeigen, nicht entgehen lassen. Nach der Trauung in der Kirche sollte es also einen Schmaus bei ihr im Hause geben.

Am Morgen, nachdem Gustav in Wörmsbach gewesen war, kam Ernestine zu ihm. Sie wollte mit nach Sachsen auf Rübenarbeit gehen, erklärte sie dem Bruder ohne viele Umschweife.

Gustav lachte die kleine Schwester aus, sie sei wohl närrisch geworden, meinte er; der Vater werde sie jetzt gerade fortlassen, wo er alle Hände nöthig brauche.

Das Mädchen erklärte dagegen mit einer Redefertigkeit, die man ihrer Jugend schwerlich zugetraut hätte: Die Eltern hätten kein Recht, sie zurück zu halten, wenn sie gehen wolle. Hier halte sie es nicht mehr aus! Sie wolle sich selbst etwas verdienen. Sich nur immer für Andere abzuquälen, ohne je einen Pfennig Verdienst zu beziehen, habe sie satt. Sie sei nun erwachsen und wolle sich nicht länger als Schulkind behandeln lassen. Kurz, sie werde mit den Anderen fort auf Sommerarbeit gehen.

Gustav sah sich das kleine schmüchtige Persönchen mit Stammen an. Man hatte sich in der Büttner'schen

Familie daran gewöhnt, Ernestine immer noch als ein halbes Kind anzusehen, weil sie eben das Nesthüchlein war. Aber heute merkte er, daß sie den Kinderschuhen in der That entwachsen sei.

Er hielt es trotzdem für seine Pflicht, ihr abzurufen. Sie könne doch garnicht wissen, wie es da draußen sei und was ihrer dort warte, sagte er. Aber da lachte das Mädchen den großen Bruder einfach aus. Das dürfe er doch zu allerletzt sagen, meinte sie mit altflug-schnippischer Miene. Er habe sich ja selber dem Agenten verpflichtet, und er wolle ihm ja sogar Arbeiter verschaffen.

Der Bruder faste das Mädchen am Arme. Woher sie das habe, wollte er wissen. Einige Freundinnen von ihr waren am Abend zuvor in Wörmsbach gewesen, die hatten die Nachricht mitgebracht: Büttnergustav habe sich dem Agenten Zittwitz verpflichtet und wolle mit Arbeitern nach Sachsen gehen.

Gustav war im höchsten Grade aufgebracht. Er schimpfte auf den Agenten und verschwor sich, die ganze Sache sei dummes Gerede. Ernestine schrie er an, sie solle sich auf der Stelle packen, er werde den Teufel thun! Ueberhaupt wolle er mit der ganzen Geschichte nichts zu schaffen haben.

Ernestine schien gerade keine allzu große Angst vor dem Zorne des Bruders zu haben. Sie war von zu Hause her gegen das Blüthen der Männer abgebrüht. Sie ließ ihn austoben. Dann meinte sie mit ruhiger Miene, sie wisse auch noch im Dorfe eine Anzahl anderer Mädchen, die gern mitgehen würden, besonders wenn sie wüßten, daß sie unter Gustav's Aufsicht kämen. Der Bruder erwiderte ihr, es falle ihm garnicht ein, mit einer Heerde Gänse in's Land zu ziehen, da möchten sie sich einen Anderen dazu aussuchen.

Aber die kleine Ernestine ließ sich nicht so leicht werfen. Ein Plan, der sich einmal in diesem Köpfchen festgesetzt hatte, wurde auch zu Ende geführt. Der Bruder möge ihr nur den Kontrakt geben, den er von dem Agenten bekommen habe, das Uebrige solle er ihre Sache sein lassen. Sie werde schon für die Unterschriften sorgen.

Gustav hatte sich die Sache in der vorigen Nacht hin und her überlegt. Pauline hörte sein Seufzen und unruhiges Wälzen neben sich. Der Agent hatte ihm mit seinem Vorschlage einen wahren Feuerbrand in die Seele geworfen. Vielleicht war hier eine Gelegenheit, sein Glück zu machen! Und auf der anderen Seite: war nicht die Verantwortung eine allzu große? Würde er sich der Aufgabe gewachsen zeigen? — Das waren Fragen, die er allein nur entscheiden durfte; er konnte Pauline keine Erklärung geben.

Als seine junge Schwester jetzt vor ihn trat mit ihrer unbefangenen Sicherheit, da kam es ihm vor, als sei das der Anstoß, auf den er nur gewartet habe, um sich über seine eigene Verzagttheit hinwegzusetzen. Es war vielleicht das Beste so! Er übergab dem Mädchen den Kontrakt des Agenten. Möchte die Sache nun gehen, wie sie gehen wollte! —

Schon am Tage darauf erschien Ernestine wieder vor dem Bruder. Sie hatte nicht weniger als elf Mädchen gewonnen. Und wenn man ihr ein paar Tage Zeit lasse, meinte sie, mache sie sich anheischig, noch ein halbes Duzend anzuwerben.

Gustav wußte anfangs nicht recht, ob er sich über diesen Erfolg freuen sollte. Jedenfalls stand jetzt fest, daß er das begonnene Unternehmen weiter führen mußte. Er befand sich, ohne sich des Sprunges recht versehen zu haben, auf einmal jenseits des Grabens.

Die Mädchen waren ihm also sicher. Es galt nun, die Männer, welche der Kontrakt verlangte, zu schaffen. Es sollten, den Vorarbeiter eingeschlossen, ihrer vier bis fünf sein. Gustav sann hin und her. Er überschlug Alles, was er von jungen Leuten im Dorfe kannte. Kaum Einer war da, dem er Lust und Befähigung für seine Zwecke zutraute.

Aber es war merkwürdig! Als ob sich so etwas durch die Luft, wie ein Ansteckungsstoff mittheilen könne! Kaum zeigte sich Gustav heute auf der Gasse, da redeten ihn die Leute auch schon auf sein Unternehmen an. Das Gerücht hatte bereits vergrößert. Er suchte dreißig Mädchen — Einer sprach sogar von fünfzig — mit denen er nach Sachsen gehen wollte.

Auch einzelne spöttische Mienen bekam er zu sehen. Es war noch in zu frischem Gedächtniß, wie er neulich dem Agenten entgegengetreten war. Nun war er zu einem Helfer eben dieses Mannes geworden! Das mußte man mit in den Kauf nehmen! Aber es wurmte ihn im Geheimen, daß Mancher ihn nun für wankelmüthig oder doppelzüngig halten mochte.

Nun boten sich ihm auch, ganz ohne sein Zutun, zwei junge Leute an. Der Eine war auf einem der benachbarten Mittergüter Stallburche gewesen und jetzt ohne Stellung, der Andere wies sich als gewesener Schmiedegesse aus, ebenfalls arbeitslos. Bei dem Stallburchen war Gustav zweifelhaft, ob er ihn miethen sollte. Der junge, kaum siebzehnjährige Mensch, mit seinen langen, knabenhaft mageren Gliedmaßen sah nicht gerade wie ein strammer Feldarbeiter aus. Aber er bat so inständig, angenommen zu werden, versprach, sein Möglichstes an Fleiß zu leisten, daß Gustav ihm schließlich den Willen that. Der Schmiedegesse machte den Eindruck eines kräftigen, handfesten Burschen.

Zu Gustav's nicht geringer Ueberraschung trat auch Häschke an ihn heran und wollte angeworben sein. Seit jenem Abende, wo er den ehemaligen Kameraden auf den Bauernhof gebracht, hatte Gustav nicht mehr viel von ihm gesehen. Er hatte sich schon gewundert, daß dieser Sausewind so viel Sehsüchtigkeit an den Tag legte; denn über zwei Wochen war er jetzt schon in Halbenau. Und als er Häschke's Fleiß und Betriebsamkeit von den Seinen rühmen hörte, wollte er seinen Ohren kaum trauen. Was war denn auf einmal in diesen Menschen gefahren, daß er so gänzlich umgetauscht erschien!

Als Häschke jetzt mit diesem Ansinnen kam, lachte ihn Gustav anfangs aus. Das war wohl gar ein schlechter Witz dieses Taufendjasas! Aber Häschke drang allen Ernstes darauf, angeworben zu werden. Gustav hielt ihm vor, daß Feldarbeit garnicht sein Beruf sei. Häschke erwiderte, er verändere seine „Religion“ ganz gerne einmal, und er wolle mit Gustav „mang de Zukerrüben“ gehen.

Gustav wollte den ehemaligen Kameraden nicht abweisen. Schließlich war Häschke ein fixer Kerl und offener Kopf. Er hatte schon Mancherlei gesehen von der Welt und mochte sich in schwierigen Verhältnissen werthvoll erweisen.

Gustav begab sich mit dem Kontrakte, unter dem nun schon eine ganz stattliche Anzahl von Unterschriften prangte, zu dem Agenten, der jetzt, nachdem er die Dörfer der Umgegend zur Genüge bereist, sein Hauptquartier wieder in der Kreisstadt aufgeschlagen hatte.

Als er das Bureau betrat, empfing ihn Zittwitz mit dem Ausrufe: „Sehen Sie, ich habe es Ihnen ja gesagt, daß wir handelsmäßig werden würden. Nun zeigen Sie mal her!“ Damit ließ er sich den Kontrakt reichen.

Der Agent nickte zufrieden. Daß ein paar Mädchen mehr darauf standen, als verlangt — durch Ernestinens eifriges Werben — war ihm nicht unlieb; denn, meinte der erfahrene Mann: ein oder das andere Frauzimmer bleibe im letzten Augenblicke doch noch weg oder laufe auch während des Sommers aus der Arbeit. Da sei es vorsichtiger gehandelt, wenn man von Anfang ein paar mehr mitbringe als unbedingt verlangt seien.

„Jetzt wollen wir mal die Reiseroute feststellen!“ sagte Zittwitz und nahm das Kursbuch zur Hand. „Sie reisen am Montag früh. Die Gutsverwaltung hat schon geschrieben, daß sie sehnlichst auf die Leute warte. Natürlich mit dem ersten Zuge! Da können Sie Abends bereits in Welzleben sein. Ich werde Sie anmelden, dann finden Sie jedenfalls Geschirr vom Vorwerke auf dem Bahnhof. Sorgen Sie dafür, daß die Mädchen nicht zu viel Gepäck mitschleppen. Die möchten womöglich am liebsten das ganze Bett, Töpfe, Stühle, was weiß ich Alles, mitnehmen. Eine Lade und ein Federbett, das ist das Neueste, was gestattet wird. Ueberhaupt, den Frauzimmern halten Sie den Daumen auf's Auge, den Rath gebe ich Ihnen. Ich bin früher selbst als Vorarbeiter gegangen. Da muß man ein eisernes Regiment führen, am besten mit dem Stocke, sonst hat man verpielt mit der Gesellschaft. Lumpenpack ist's ja doch meistens, was so von zu Hause wegläuft!“

Was der Mann heute sagte, klang ganz anders, als Gustav bisher aus diesem Munde vernommen hatte. Ueberhaupt schien er an Freundlichkeit und Entgegenkommen bedeutend nachgelassen zu haben, seit er den Kontrakt mit den Unterschriften in Händen hielt.

Gustav hatte kaum Zeit, über die Wandlung in dem Wesen des Agenten nachzudenken, ihm ging im Kopfe herum, was Jener über den Termin der Abreise gesagt. So kurz hatte er sich die Frist nicht gedacht. Auf den Sonntag war seine Hochzeit angelegt, am Tage darauf schon sollte es also fort gehen! Das schien sehr kurz anberaumt, aber es war vielleicht das Beste so. Ein rascher Abschied hatte auch sein Gutes. Wozu das lange Hängen und Hasten an den Verhältnissen, die doch einmal aufgegeben werden mußten!

Der Agent zeigte ihm die Reiselinie auf der Karte. Gustav bat um Angabe der Zugverbindungen, die er sich aufschreiben wollte.

„Und nun wollen wir mal das Reisegeld berechnen. Hin- und Rückfahrt haben Sie nämlich frei mit Ihren Leuten, natürlich vierter Klasse! Das ist ein weiteres gutes Geschäft, das Sie machen.“ Gustav dachte bei sich, daß das eigentlich selbstverständlich sei, sagte aber nichts. — Der Agent berechnete die Billetpreise und händigte Gustav das Geld gegen Quittung aus.

„Nun wären wir eigentlich fertig!“ sagte der Mann. „Halt! noch Eins! Was haben Sie sich denn an Bindegeld von den Leuten geben lassen?“

Gustav erwiderte mit einigem Befremden, daß er sich nichts habe geben lassen; die Leute, die er angeworben hätte, besäßen ja nichts, oder so gut wie nichts.

Es sei üblich, meinte Zittwitz mit überlegenem Lächeln, sich für das Anwerben ein Handgeld geben zu lassen. Umsonst sei auf der Welt nichts, und für seine Bemühungen wolle man doch auch einen Lohn haben. Dann sagte er — und beobachtete dabei Gustav's Mienenspiel scharf — das Kaufgeld f. d. den Kontrakt wolle er ihm bis zum nächsten Monate stunden, wo er es ihm von seinem Vorarbeitergehalte abzahlen möge.

Gustav sah den Agenten verdutzt an ob dieser Rede. Der erwiderte den Blick des jungen Mannes mit Kälte. Er verstehe wohl nicht recht, meinte Gustav; von irgend einer Bezahlung, die er zu leisten habe, sei doch vorher nicht die Rede gewesen.

„Weil das ganz selbstverständlich ist, mein Lieber!“ rief Zittwitz mit einer ungeduligen Bewegung. „Denken Sie denn, ich schinde mich für

nichts und wieder nichts ab! fahre auf den Dörfern herum! Lasse mich von den Leuten ärgern, und stecke alle möglichen dummen Redensarten ein.“ Dabei warf er Gustav einen feindlichen, nicht mißzuverstehenden Seitenblick zu. Er hatte den Vorfall im Kreisraum von Halbenau also doch nicht vergessen, viel weniger vergeben. — „Nein, mein Lieber! Ich verlange meine Provision. Das ist Geschäftsusance; so nennt man das. Daran ist gebunden, wer mit uns handelt will. Da muß man sich eben vorher erkundigen. In's Maul schmieren können wir's nicht jedem Einzelnen. Da hätte man viel zu thun! — Oder dachten Sie vielleicht, daß ich Ihnen so einen Kontrakt, wie den hier, umsonst ablassen würde? — Schenken, vielleicht aus Freundschaft? — He! Dann sind Sie sehr naiv, mein Bester: Heutzutage ist Alles Geldgeschäft. Pro Kopf des Arbeiters — ob Mädchen oder Kerl ist eins — bekomme ich von Ihnen fünf Mark. Das ist die Tare. Davon zahlen Sie mir die Hälfte zu Johanni, die andere zum Schluß der Arbeitsperiode. Sie werden schon wissen, wie Sie den Leuten gegenüber auf Ihre Kosten kommen.“

Gustav begriff nun endlich, daß er über's Ohr gehauen sei. Im ersten Augenblicke überkam ihn das Gelächte, diesem Spitzbuben die ganze Geschichte vor die Füße zu werfen. Zittwitz hatte sich auf seinem Stuhle umgedreht und war in irgendwelche Schriftlichkeiten vertieft. Gustav sah nur seinen breiten Rücken. Wenn der Mann ihm nur wenigstens offen als Feind entgegengetreten wäre! Aber dieser kalten Geringschätzung, diesem überlegenen Hohn gegenüber fühlte er sich gänzlich ohnmächtig.

Der junge Mann würgte und schluckte an seinem Aerger, dann bat er um Gehör. „Ach Gott, Sie sind noch hier!“ sagte der Andere und wandte sich um, mit gut geheucheltem Staunen. „Also, was wollen Sie noch? Aber bitte schnell! ich habe nicht viel Zeit, wie Sie sehen.“

Gustav begann mit einer von Aerger und innerer Erregung rauhen Stimme, in abgehackten Sätzen auseinander zu setzen, er habe nichts davon gewußt, daß er den Kontrakt bezahlen müsse; man habe ihm die Sache gegen seinen Willen aufgenötigt, und er wolle von dem Geschäft absehen.

Der Agent unterbrach ihn. „Das dürfte Ihnen wohl übel bekommen, mein Lieber!“ sagte er in trockenstem Tone. „Hier steht Ihre Unterschrift. An die halte ich mich. Wer etwas unterschreibt, was er nicht kennt, ist ein Narr! Außerdem haben Sie eine ganze Anzahl Leute zum Unterschreiben veranlaßt; an die sind Sie ebenfalls gebunden. Man wird sich an Sie halten von beiden Seiten. Es giebt in unserem Gesetz ein Wörtchen, das heißt: „Kontraktbruch“, das wird bekanntlich streng geahndet.“

Gustav war nicht im Stande, diese Behauptung zu widerlegen. Er fühlte, ohne es beweisen zu können, daß er im Recht und Jener im Unrecht sei. Aber bei dem, was in letzter Zeit seinem eigenen Vater widerfahren, lag das Recht so deutlich auf Seite des Unterliegenden und das Unrecht auf Seite des Siegers — und trotzdem nahmen Samuel Harrowsky und Ernst Raschel das Gesetz für sich in Anspruch, während es den Bauern im Stiche zu lassen schien — daß sich bei dem jungen Manne alle Begriffe von Gerechtigkeit und Gerechtigkeit zu verwirren drohten. Das Recht war wohl nur denen etwas nütze, die es zu verdrehen verstanden!

Der Agent hatte sich wieder seiner Arbeit zugewandt. Er ließ Gustav in den bittersten Gedanken stehen und warten. Sollte er's darauf ankommen lassen, ob Jener es wirklich so weit treiben würde, ihn wegen Kontraktbruchs zu belangen? Die Sorge, sich vor dem Geetze schuldig zu machen, war es weniger, die ihn bedrückte, als das Gefühl der Verpflichtung denen gegenüber, die sich ihm verbunden hatten. Wie sollte er vor diesen bestehen? Was wäre das für eine Schande gewesen vor dem ganzen Dorfe, wenn er jetzt die Flinte in's Korn warf! Und zu alledem, war er denn dann nicht wieder brotlos, ohne Stellung und Beschäftigung? Traurig genug! Aber es war so! Es blieb ihm keine Wahl; er mußte sich den Bedingungen fügen, die ihm der Agent vorschrieb.

„Wie sieht's, Büttner?“ fragte Zittwis, gelegentlich von seiner Korrespondenz aufblickend, nicht ohne Spott im Ton. „Sind Sie noch nicht im Reinen mit sich? Die Sache wird durch Ueberlegen nicht anders.“

Gustav drehte seine Mütze in der Hand und blickte vor sich, zu Boden.

„Fünf Mark pro Kopf! Die Hälfte zu Johanni, die andere zu Martini. Billiger kann ich's nicht machen. Also, wie sieht's? Soll ich den Kontrakt mit samt den Unterchriften an einen Anderen verkaufen? — He! Das kann ich nämlich auch, wenn mir's Spaß macht. Oder wollen Sie Vernunft annehmen?“

Gustav nagte die Lippen gefenkten Blickes und drückte noch ein wenig. Dann sagte er mit einer verlorenen Handbewegung, ohne aufzublicken: „Wenn's sein muß! Aber recht ist es nicht!“

### XVIII.

Der Sonntag war herangekommen, an welchem Gustav's und Paulinen's Hochzeit begangen werden sollte.

Es war eine kleine und einfache Hochzeitsgesellschaft, die sich in der Kirche zu Halbenau um den Altar versammelt hatte. Die Eltern des Bräutigams fehlten. Es war ein schwerer Tag für die Büttner'sche Familie. Toni's Stündlein war da. Die Wehen hatten bereits eingesetzt. Die Bäuerin wollte ihr Kind in schwerer Stunde nicht allein lassen. Der alte Bauer war, ohne ein Wort zu sagen, in früher Stunde aus dem Hof gegangen, dem Walde zu. Sein Feststaat, den ihm die Frauen für die Trauung zurecht gelegt hatten, war unberührt in der Kammer liegen geblieben. Aber Karl, Therese und Ernestine waren zur Stelle.

Unter den Fremden des Bräutigams fiel Häschekarl auf. Er war wie ein feiner Herr angezogen, in schwarzen Sachen, mit weißem Vorhemdchen und Manschetten. Sogar einen schwarzen Hut, wenn auch nicht den neuesten, hielt er in der Hand. Woher der Bagabund sich diese Pracht verschafft hatte, wußte nur er allein.

Die Braut war in weißen Mull gekleidet. Das Kleid hatte sie sich mit Hilfe einer Freundin, die in der Stadt das Zuschneiden erlernt hatte, selbst angefertigt. Städtische Blasirtheit würde vielleicht die Nase gerümpft haben über den Staat dieser ländlichen Braut. Von Zierlichkeit und Anmuth war da keine Rede. Das helle Kleid verstärkte noch die Derbheit ihrer entwickelten Gestalt. Und doch war es eine Freude, dieses Paar zu sehen. Gesund waren sie und schlicht; echte Bauernkinder!

Pauline trug keinen Brautkranz im Haar. Der alte Pfarrer hielt streng darauf, daß kein Mädchen, dem es nicht zukam, mit dieser Auszeichnung vor den Altar trete. Die franzosen Bräute waren nicht selten in Halbenau, denn der Leichsinn der jungen Leute war groß. Der Pastor pflegte an die Paare, welche die Freuden der ehelichen Verbindung vorausgenossen hatten, ernste Worte des Tadels zu richten. Aber heute unterließ er das, zur Verwunderung vieler, denen diese Art der öffentlichen Vermahnung immer einen angenehmen Kitzel bereitete. Der Geistliche kannte Pauline gut. Sie war einst sein Liebling gewesen unter den Konfirmanden. Er wußte, daß sie nicht leichtfertig war. Auch kannte er ihre Verschämtheit und ersparte ihr darum die öffentliche Bloßstellung ihres Fehltritts.

Frau Stafsner hatte auf ihre Erscheinung so viel Buz verwendet, als es ihr bei ihren ärmlichen Verhältnissen möglich war. Sie hatte heute ganz besonderen Grund, stolz und voll Befriedigung dreinzublicken. Befand sich doch in der Hochzeitsgesellschaft Niemand Geringers, als Fräulein Bumille, die Wirthschaftsmamsell vom Schloß.

Die Bumille glück mit ihrem hochgerötheten Gesicht, dem haushügeligen Seidenkleide und dem hängenden Unterkinn einem aufgeblähten Puter. Bei jeder ihrer schwerfälligen Bewegungen krachte und knitterte die umfangreiche Maschine ihrer Toilette. Auf dem wogenden Felde ihres Busens hatte eine Goldbroche in Form eines Rades Platz gefunden. Zwischen den hellen Handschuhen und den allzu eng anschließenden

Ärmeln drängte sich eine Wulst rosalichen, gepreßten Fleisches hervor. So saß diese prächtige Dame als ein rechtes Renommirstück unter den einfachen Dorfleuten. Durch Blicke, Haltung und jene eigenartigen Geräusche, die von ihr ausgingen, schien sie Jedermann einschärfen zu wollen, daß sie Fräulein Bumille, die Mamsell vom Schloße sei, und daß der ganzen Gesellschaft durch ihre Nähe eine nicht geringe Ehre widerfahre.

Es wurde viel geweint von Seiten der Frauen; wie meist bei Trauungen. Der alte Pfarrer machte es aber heute auch ganz besonders schön. Auf das Schmeuztuch, welches Pauline über dem Gebetbuch gebreitet hielt, fiel manche Thräne. Auch Gustav war ergriffen und, weil er diese weiche Stimmung eigentlich verächtlich fand, schließlich mehr ärgerlich als erhoben.

Nach der Trauung ging man zu Fuße nach Frau Stafsner's kleinem Hause. Wie immer auf dem Lande, wurde viel Zeit verträdel mit Herumstehen und Schwatzen. Einzelne Leute gingen wohl auch noch in den Kretscham, ehe sie sich in das Hochzeitshaus begaben.

Dort gab es den ganzen Nachmittag über zu essen und zu trinken für die Hochzeitsgäste, die Freunde und Nachbarn, welche aus Neugier und auch um der guten Bissen willen auf ein Stündchen eintraten.

Da das Häuschen die Fülle der Gebattern nicht zu fassen vermochte, traten viele hinaus in den Garten. Die bevorzugten Gäste saßen drinnen im Zimmer um den runden Tisch.

Hier war es, wo Fräulein Bumille den andachtsvoll lauschenden Dorfweibern von dem neuesten freudigen Ereignisse im gräßlichen Hause berichtete: Komtesse Wanda hatte sich in Berlin verlobt, im Sommer sollte die Hochzeit sein. Da würde die Gegend etwas zu sehen bekommen! Denn der Graf wollte der Schwester die Hochzeit ausrichten. Der Bräutigam sei Offizier und Prinz und noch dazu ein schwer reicher. „Ja, unsere Wanda!“ sagte Fräulein Bumille und ließ ihre geheimnißvolle Maschinerie krachen und knistern, „unsere Wanda! die hat's inwendig! Die macht's garnich unter'n Prinzen, habe ich immer gesagt. Die Wanda, die war schon als Kind was ganz Appart's. Wie sie noch ganz klein war, da kam sie immer zu mir in die Küche gelaufen. ‚Mambell‘, sagte sie, ‚Mambell!‘ so sprach sie nämlich. ‚Gieb mir ein Stückchen Kuchen; aber groß muß es sein.‘ Das sagte sie, und da war sie noch ein ganz kleines Ding. Paßt ämal auf, habe ich da gleich gesagt, die macht's nich unter'n Prinzen.“

Frau Stafsner bestätigte jedes Wort durch ein Kopfnicken, und die Frauen von Halbenau lauschten offenen Mundes den mancherlei Heimlichkeiten, welche die Mamsell aus dem Leben ihrer Herrschaft mitzutheilen sich herabließ.

Gegen Abend ging Fräulein Bumille. Damit verlor das Fest seine eigentliche Weihestimmung. Die Lustigkeit trat ungehindert in ihre Rechte.

Häschekarl hatte nun freies Feld. Wo er auftrat, gab es Ausgelassenheit und Gelächter. Er hatte sich bereits den ganzen Nachmittag über mit einem Schwarm Burschen und Mädchen in Haus und Garten umhergetrieben. Jetzt saß er draußen im Apfelbaume, eine alte Militärmütze schief auf dem Kopfe, mit einer falschen Nase im Gesichte, sang Lieder und gab Schurren zum Besten. Mancher derbe Wig mochte da mit unterlaufen, nach dem Wiehern und Gröhlen der Burschen und dem unterdrückten Gelächter der Mädchen zu schließen.

Bei anbrechender Dunkelheit hatte sich Pauline aus der Hochzeitsgesellschaft zurückgezogen. Flink ward in der Kammer das Kleid gewechselt und nach dem Jungen gesehen. Dann lief sie, ohne Jemandem ein Wort davon zu sagen, nach dem Büttner'schen Hofe.

Die Alten waren nicht zur Hochzeit gekommen, darum wollte sich die junge Frau ihnen selbst vorstellen als ihre Tochter.

Sie trat in die große Stube. Niemand schien zu Haus zu sein, Alles war dunkel. Schon wollte sie wieder hinausgehen, als sie gegen das lichte Fenster einen Kopf und ein paar Schultern erblickte. Sie erkannte an den Umrissen den alten Bauern.

Pauline war heute in erregter und gerührter Stimmung, darum wagte sie etwas für ihre sonstige Scheu Außerordentliches. Sie ging auf den alten Mann zu und sagte ihm, daß sie nun mit Gustav getraut sei. Dabei umarmte und küßte sie ihn. Im Augenblicke selbst, wo sie das that, erschrak sie über ihre Kühnheit.

Als sie die Wange des Alten berührt, hatte sie dort ganz deutlich etwas Feuchtes gefühlt. Der Büttnerbauer weinte! —

Pauline fühlte es wie einen Stich in der Brust. Hier saß der alte Mann, von Allen verlassen, in seinem Stummer. Wie lange mochte er schon so gefessen haben? —

Sie hätte ihm so gern etwas Liebes gesagt; denn sie liebte und verehrte ihn wirklich, wenn auch bisher nur aus der Ferne. Aber es fiel ihr nichts ein, womit sie sein Herz hätte erfreuen können.

Schließlich fragte sie mit stocender Stimme nach der Bäuerin. In rauhem Tone erwiderte ihr der Bauer, das Weißbrot sei oben in der Kammer.

Pauline zündete erst noch die Lampe an, damit er doch wenigstens nicht im Dunklen sitzen solle, und lief dann die Treppe hinauf zum zweiten Stock, um die Bäuerin und Toni zu begrüßen.

Auf der obersten Stufe der Holzstiege angelangt, hörte sie Töne, die der jungen Frau alles Blut zum Herzen trieben. Sie blieb mit zitternden Knien stehen und lauschte athemlos: dünnes, quäkendes Geschrei.

Toni's Kind war angekommen. (Fortsetzung folgt.)

## Deutsche Urwälder.

Von Theodor Overbeck.

Der Urwald, ein Wald, der zwar von Menschen betreten wurde, aber von Menschenhand im Allgemeinen noch nicht berührt ist, ein Wald, in dem Anpflanzung und schließlich Vernichtung lediglich seitens der Natur in die Hand genommen sind, unterscheidet sich wesentlich von dem modernen Forste. Während wir in letzterem nur den Jugendzustand und das kräftige Alter der Waldbäume vor uns haben und nur selten durch vorzeitige Krankheit absterbende Stämme antreffen, bietet der Urwald alle drei Lebensstadien, die Jugendzeit, das kräftige Alter und das Absterben bis zum endlichen völligen Zusammenbruch der meistens riesenhaften Baumgebilde. Im vorigen und auch im Anfange dieses Jahrhunderts zählte man in Deutschland eine ganze Reihe von Urwald-Komplexen.

Von dem schlesischen Urwalde, der noch bis in die sechziger Jahre unseres Jahrhunderts grünte, besitzen wir lebendige Schilderungen von dem bekannten Botaniker Professor Göppert in Breslau. Dieser Urwald befindet resp. befand sich auf dem 3500 Fuß hohen Fromberge in der Grafschaft Glatz; seine Größe betrug ehemals etwa 900 Morgen.

Der Wald lag über die Region des Laubwaldes hinaus, der dort etwa in einer Höhe von 2800 Fuß endete, und bestand daher vorzugsweise aus Rothtannen oder Fichten. Als Unterholz fand sich die Berg-Eberesche (*Sorbus Aucuparia alpestris*), die schlesische Weide (*Salix silesiaca*) und das schwarze Gaisblatt (*Lonicera nigra*), zwischen welchen Pflanzen der höheren Bergregionen ein Farnkraut (*Polypodium alpestre*) mit 6—8 Fuß langen Wedeln und die einer tropischen Bromelia (ananasartige Gewächse) hinsichtlich des Habitus (der äußeren Erscheinung) ähnelnde Riesenfarn (*Luzula gigantea*) mit 1—2 Fuß großen Blattrosetten in üppigster Fülle wucherten. Drang man in den Wald ein, so hatte man mächtige, gestürzte Stämme zu überklettern, die wohl schon Hunderte von Jahren dort gelagert haben mochten und daher im Innern nur noch aus einer oft von Ameisen wimmelnden Modermaße bestanden.

Fremdartig erschienen die im modernen Forste unbekannt, im Urwalde aber häufigen Stelzenbäume. Die Entstehung dieser barocken Gebilde ist folgendermaßen zu erklären: Auf dem modernen

Stumpfe eines vom Sturme gebrochenen Baumes, der viel Nahrungstoffe enthielt, keimte ein junger Baum, dessen Wurzeln schließlich den Stumpf umklammerten und sich in den Erdboden senkten. Später zerfiel der alte Stammrest völlig, ein Hohlraum bildete sich, und der junge Baum blieb auf Stelzen stehend zurück. Das Wurzelgewölbe war oft so hoch, daß ein Erwachsener bequem hindurchgehen konnte. Vielfach fanden sich auch an den Berghängen umgestürzte Niesenstämme, deren Wurzelgesteche, mit jungen Bäumen bewachsen, fischartig emporragten. An anderen Stellen standen junge Fichten in schnurgeraden Reihen auf den gestürzten Stämmen ihrer Vorfahren, die alten Baumriesen mit ihren Wurzeln umklammernd.

Im Böhmerwalde bedecken echte Urwälder noch große Gebiete, im Ganzen heute noch etwa 30000 Morgen. Am Großartigsten ist dort der wilde, nahezu undurchdringliche Wald auf dem Kubany in 4200 Fuß Seehöhe, in einer Ausdehnung von 7300 Morgen, hinsichtlich dessen der Besitzer, der Fürst Schwarzenberg, bestimmt hat, daß er für ewige Zeiten in seinem urwüchsigem Zustande verbleiben solle, um auch noch späteren Geschlechtern ein natürliches Bild Altgermaniens zu erhalten.

Eine höchst anziehende Schilderung eines anderen deutschen Urwaldes lieferte Wessely in dem nur Wenigen zugänglichen Werke: „Die österreichischen Alpenländer und ihre Forste“.

Dieser Urwald, der in Niederösterreich an den Quellen der Mürz liegt, führt sonderbarer Weise den Namen Neuwald und umfaßte 1851 ungefähr noch 2000 österreichische Joch. Leider ist dieser gewaltige Rest der Vorzeit heute ebenfalls bis auf geringe Ueberbleibsel der holzgerigen Menschheit zum Opfer gefallen.

Höchst merkwürdig war der große und geschützte Kessel dieser unabsehbaren Waldwüste. Die Fichten, die Tannen und selbst die Lärchen dieses Kessels erreichten eine Länge von 200 und eine untere Stärke von 8 Fuß, sowie einen Massengehalt von 1000—2000 Fuß, die Buchen bis 150 Fuß Höhe und eine Stammstärke von 5—6 Fuß. Die Majestät dieses gewaltigen Hochwaldes war aber eine schaurige, denn inmitten der Stämme voll höchster Lebenskraft standen allenthalben die abgestorbenen Zeugen früherer Jahrhunderte umher, die geisterbleichen, entrindeten Stämme mit gebrochenen Ästen und Wipfeln, das Holz durchlöchert von den Insekten suchenden Spechten. Tausende von kolossalen Schäften, die der Sturm gebrochen und nach allen Richtungen übereinander geworfen, bedeckten kreuz und quer den Boden, meistens ein undurchdringliches Verhau bildend. Hier jugendfrische Gebilde, daneben die Ueberreste früherer Generationen, dicht mit meterdickem Moosfilz überzogen, in allen Stadien der Verwesung. Nur ein schmaler Pfad führte mitten durch die Wildnis, alles Uebrige war undurchdringliches Chaos. Etwa in der Mitte des Waldes trafen Wessely und seine Begleiter auf einen eben gestürzten Fichtenstamm. Der sechs Fuß starke Schaft lag gleich einem Walle quer über den Steig, hinübersehen konnte man nicht; schließlich mußte man in's Dickicht eindringen und den Niesen umgehen, was die größten Schwierigkeiten bereitete. Genau wie in Schlesien zeigten sich auch hier lange Reihen junger Stämme, die in den Leibern ihrer gestürzten Vorfahren wurzelten. In der Rodermasse hatten die Sämlinge einen vorzüglichen Nährboden gefunden; daher überragten sie bald die ungünstiger stürzten Genossen, welche auf dem weniger kräftigen Waldboden sich erhoben, schließlich eine schnurgerade Reihe bildend, genau nach der Lage des gestürzten Stammes. Nachdem nun der alte Stamm gänzlich verschwunden, zeigte sich schließlich das barocke Bild einer Reihe von Stelzenbäumen, deren Wurzelgesteche einen passirbaren Gittertunnel bildete.

Um noch eine richtige Urwaldszenerie zu finden, braucht man aber nicht nach dem Süden zu gehen; unser nordwestliches Deutschland bietet, allerdings in abgelegenen Gegenden, noch drei echte, erst in neuerer Zeit für die Allgemeinheit entdeckte Urwaldbezirke; zwei befinden sich im Großherzogthum Oldenburg, einer bei Unterlüß an der Bahn Hamburg-Lehrte.

In Oldenburg finden wir den Hasbruch und den Neuenburger Urwald.

Der Hasbruch, der bereits in einer Urkunde, in welcher Karl der Große im Jahre 786 die Grenzen des von ihm gegründeten Bisthums Hude bestimmte, unter dem Namen Hasbrouch erwähnt wird, liegt im südöstlichen Winkel Oldenburgs, nahe bei Bremen. Der Weg dahin führt über Delmenhorst. Um den Wald, den die Leute der Umgegend einfach Broof nennen, liegen in theilweise über Haide zahllose Hümmengräber, am Walbesaum die malerischen Ruinen des bereits erwähnten Cisterzienser Klosters Hude. Leider hat seit 1830 die Forstverwaltung tüchtig unter den Waldbesriesen aufgeräumt, doch ist in neuerer Zeit glücklicherweise die Verwüstung eingestellt worden.

Früher war der einsam liegende Broof in Fach- und Klinkerkerfen völlig unbekannt; erst der Oldenburger Maler Willers porträtirte Mitte der sechziger Jahre einige der Bäume. Seit jener Zeit ist der Wald ein Hauptwallfahrtsort der Landschaftsmaler und Touristen. Schon in dem auf dem Wege nach dem Walde liegenden Stenmer Holze finden sich gewaltige Eichen, doch staunenswerth werden die Dimensionen erst im eigentlichen Hasbruch, den man über die Orte Hohenboken, Ohlenbusch und Wupperhorst (alle drei Namen deuten auf ehemalige Urwälder) erreicht.

Die großen Eichen sind im ganzen Walde verstreut, viele stehen mitten im Dickicht, die meisten besitzen 1 Meter über dem Boden noch 10 Meter im Umfang, hart am Boden 4—6 Meter im Durchmesser. Vor wenigen Jahren zählte man noch 100 Stämme von 10 Fuß und darüber im Durchmesser; jeder dieser Bäume ist anders gestaltet und mit barocken Auswüchsen, den vernarbten Verletzungen früherer Jahrhunderte, bedeckt. In dem Dickicht des Waldes und den Höhlungen der mächtigen Stämme soll noch heute die in Deutschland nahezu ausgerottete Wildkatze vereinzelt haufen. Vielfach stehen noch alte, vermoderte Stämme umher. In einen solchen hohlen Stumpf, von noch 40 Fuß Höhe, war in unverständlicher Lanne durch ein unten befindliches Loch vor einigen Jahren eine Kuh eingebracht, welche man erst nach langem Suchen in dem hohlen Baume entdeckte. Als man nun versuchte, das Thier rückwärts aus dem Loche zu ziehen, sträubte es sich in Todesangst derart, daß man sich gezwungen sah, um das Thier zu befreien, den alten Stamm zu fällen. Die größte Eiche des Bezirks ist die „Amalieneiche“. Das Volk nennt sie einfach „die große Eiche“. Die Hauptäste des Baumes würden, in die Erde gesteckt, noch immer starke Bäume abgeben. Ihr Umfang,  $1\frac{1}{2}$  Meter über dem Boden, beträgt etwa 11 Meter, in 8 Meter Höhe ist der Stamm merkwürdiger Weise noch stärker, hier beträgt sein Durchmesser an  $3\frac{1}{2}$ —4 Meter.

Ueber das Alter eines dieser Bäume, und noch nicht einmal des stärksten, erhielt man Aufschluß, als vor einigen Jahren ein ziemlich gesunder Stamm gefällt werden mußte. Bei dieser Gelegenheit zählte man 600 Jahresringe mit bloßem Auge, ferner 200 mit der Loupe. Außer diesen 800 Ringen gab es aber noch Holzmasse, in der keine Ringe mehr zu erkennen waren; nach der Dicke der Substanz mußten aber mindestens noch 300 Ringe vorhanden sein. Demnach wäre das Gesamttalter des Baumes etwa 1100 Jahre; er keimte also etwa im Jahre 700.

Der zweite Urwald Oldenburgs, der Neuenburger Wald, liegt im Norden des Landes, nahe der Stadt Barel. Um denselben zu erreichen, muß man die Bahn nach Wilhelmshaven auf der Station Glenserdamm verlassen, dann erblickt man im Westen in einer Meile Entfernung den Wald als langen, düsteren Streifen. Der Weg führt anfänglich über Marschland, dann über Haide und Geest, schließlich durch schattige Waldungen; eine Viertelstunde vor dem Dorfe Neuenburg ist nun ein schmaler, rechts abbiegender Fußpfad zu verfolgen. Wenn auch die Bäume dieses Waldes nicht stärker sind, als die des Hasbruch, so ist doch der Gesamteindruck der Waldwüste weit großartiger; die Wildnis ist so gewaltig und marstig in ihren Einzelheiten und so großartig in der Gruppierung, daß man in ganz Deutschland vergeblich nach Gleichem suchen wird. Die größere

Wildheit ist vorzugsweise darauf zurückzuführen, daß das Terrain vieler Orten feucht und sumpfig ist. Großartig sind die Festons von Ephen, welche oft aus schwindelnder Höhe dem Erdboden wieder zuströben, vergleichbar dem Pianengewirr der tropischen Urwälder.

Unzweifelhaft ist der Besuch des Neuenburger Urwaldes noch erheblich lohnender, als der des doch schon so schönen Hasbruchs.

Völlig abweichend von den geschilderten Oldenburger Wildnissen ist der Urwald Süll bei Unterlüß, zwischen Uelzen und Celle. Während wir im Oldenburgischen Eichen- und Buchenwald mit kräftigem, zum Theil sumpfigem Boden vor uns haben, repräsentirt der Süll den Typus des Urwaldes der wasserarmen Haide und des sandigen Bodens. Die Eichen und Buchen des Süll sind daher nicht sehr imposant, vielfach auch krank, dann aber meistens mit gewaltigen, übermetergroßen, schwefelgelben Rosetten eines eßbaren Loherpilzes (*Polyporus sulphureus*) bedeckt. Großartig sind dagegen die Fichten, welche vielfach eine Form mit mehreren Seitenwipfeln, entstanden aus emporstrebenden Ästen, nachdem der Hauptwipfel vom Sturme gebrochen, darstellen. Es sind dieses die großen, sogenannten Wettertannen, welche sich sonst vorzugsweise in den Alpenländern finden, im übrigen Deutschland aber äußerst selten sein dürften. Wie sich im Süll zeigt, nimmt die Fichte im hohen Alter eine Gestalt an, die man im modernen Forste vergeblich sucht; fast harfenartig stehen dicht gedrängt die Seitenäste übereinander, während die Äste der zwischen diesen 3—4 Harfen eines Stammes liegenden Partien verbort und verkümmert sind. Mehrfach greifen die Äste nahe beieinander stehender Bäume ineinander, so daß es unmöglich ist, das Gewirr zu durchdringen. Der Wald ist durchsetzt von entrindeten, bleichen Baumleichen. Ein elastischer, meterdicker Moosrasen bedeckt den Boden, in dem vor Jahren gestürzte Stämme nach allen Richtungen liegen, oft nur noch angedeutet durch gerade Längswälle der Moosmasse. Leicht ist der Süll zu erreichen, denn von der Station Unterlüß braucht man nur etwa eine halbe Stunde auf der nach Lutterloh führenden Straße zurückzulegen, um dann, rechts (nördlich) abbiegend, durch einen 200 Schritt breiten Buchholzstreifen in den eigentlichen Urwald, der leider nur noch etwa 800 Meter Durchmesser besitzt, zu gelangen. —

## Zeitmesser.

Von Bruno Vorhard.

Ein Bedürfnis, das sich wohl schon in den allerältesten Zeiten herausgestellt hat, ist das nach einer Zeiteintheilung und nach einem Maße für die Zeit. Der regelmäßige Wechsel der Jahreszeiten, der von den Aenderungen der Mittagshöhe der Sonne abhängt, gab von selbst ein Maß für längere Zeitabschnitte. Mit derselben sicheren Regelmäßigkeit, mit der die Sonne binnen Jahresfrist dieselbe Mittagshöhe erreicht und den früheren Stand zwischen den anderen Sternen wieder einnimmt, ändert sich die Lichtgestalt des Mondes; die Mondphasen geben daher ein weiteres Zeitmaß von erheblicher kürzerer Dauer, als das Jahr. Aber selbst einen einzelnen Tag mußte man wieder eintheilen, zumal da der Tag selbst, die Zeit, in welcher die Sonne scheint, von ungleicher Dauer ist; im Sommer haben wir lange Tage bei kurzen Nächten, im Winter umgekehrt kurze Tage bei langen Nächten.

Auch für den Tag bot sich als bequemste Eintheilung der Gang der Sonne am Himmel dar; bei ihrem täglichen Rundgang von Osten über Süden nach Westen legt sie in gleichen Zeiten stets gleich große Strecken zurück. Aber diese Strecken und somit die Zeit zu messen, erfordert schon eine genaue astronomische Beobachtung, deren Kenntniß eine längere Entwicklung voraussetzt. Ein bedeutend einfacheres Mittel zur Beurtheilung dieses Ganges der Sonne bietet der Schatten eines in die Erde gesenkten Stabes dar, der sich von Westen über Norden nach Osten

bewegt. Als einfachste Sonnenuhr ergab sich daher schon in uralten Zeiten der sogenannte Gnomon, ein senkrecht in die Erde gesteckter Stab, dessen Schatten durch seine Länge und Richtung die Zeit angab. Freilich mußte man bald erkennen, daß dieser Schatten nicht gleiche Winkel in gleichen Zeiten durchließ; aber auf genauere Zeitbestimmungen kam es bei den einfachen Arbeiten, die in den ältesten Kulturzeiten zu verrichten waren, auch garnicht an. Uebrigens lernte man sehr frühe bei der genaueren Erforschung der Bewegungen am Himmel, daß ein Stab die Richtung auf den Polstern haben muß, damit sein Schatten auf einer zu ihm senkrechten

werden; die kleinen Abweichungen vom regelmäßigen Gang der Sonne konnten wohl den Forschergeist anregen, kamen aber für das praktische Leben kaum in Betracht, und ebenso wenig machte sich ein Bedürfnis zur Zeitmessung während der Nacht bemerkbar.

An trübigen Tagen jedoch, wo die Sonne am bleigrauen Himmel überhaupt nicht zum Vorschein kommt, versagt die Sonnenuhr ebenfalls ihren Dienst, und das ist wohl der mächtigste Antrieb dafür gewesen, daß sich die Menschen nach einem Ersatz umsahen. Das älteste Instrument, das hierzu erfunden wurde, ist die Wasseruhr. Sie besteht aus zwei kegelförmigen Gefäßen, die mit ihren engen

einfache Wasser- und Sanduhren noch im 17. Jahrhundert benutzt. Der berühmte dänische Astronom Tycho de Brahe (1546—1601), der bedeutendste Gegner des kopernikanischen Weltsystems, an dessen Stelle er ein anderes, von dem alten und dem neuen verschiedenes erfand, ersetzte das Wasser durch Quecksilber; denn vom Wasser bleibt stets ein Theil an den Glaswänden der Gefäße haften, was beim Quecksilber nicht der Fall ist. Seine Quecksilberuhr hat Tycho bei den bedeutenden umfangreichen Beobachtungen benutzt, die später das Material lieferten, aus denen die Kepler'schen Gesetze und die wahren Bewegungen der Planeten abgeleitet wurden.



Ein Zweikampf. Nach dem Gemälde von Ludwig Knaus.

Scheibe ganz gleichmäßig umläuft. Daher kam man sehr bald zur Konstruktion von Sonnenuhren, deren Zeiger in der Richtung der Weltaxe steht, d. i. eben die Richtung nach dem Polstern hat; auf einer zu ihm senkrecht stehenden Scheibe sind in gleichen Abständen Ziffern angebracht, und diese Abstände werden von dem Schatten stets in gleichen Zeiten durchlaufen.

Freilich erkennt man sofort, daß diese Sonnenuhren eine Reihe erheblicher Mängel haben, die ihre Benutzung außerordentlich erschweren. Zunächst ist der Lauf der Sonne nicht ganz so regelmäßig, wie man gewöhnlich annimmt; sie erreicht am 12. Februar erst 15 Minuten nach 12 Uhr ihren höchsten Stand, und am 18. November schon 16 Minuten vor 12 Uhr. Außerdem ist sie in der Nacht nicht sichtbar, so daß die Uhr dann ihren Dienst versagt. Indessen konnten diese beiden Mängel wohl ertragen

werden; die Scheidewand ist mit mehreren Löchern versehen, durch welche Wasser aus dem oberen in das untere Gefäß fließt. Ist alles Wasser abgelaufen, so wird der Apparat einfach umgedreht, worauf das Wasser von Neuem nach unten fließt. Schon um 2000 v. Chr. wurde diese Uhr von den alten Ägyptern benutzt; um 500 war sie in Griechenland bekannt, um 150 bei den Römern in Gebrauch. Im Hausgebrauch wurde sie vielfach durch die fast ebenso alte Sanduhr verdrängt, bei welcher der durch die Löcher rieselnde Sand die Stelle des Wassers einnimmt. Solche Sanduhren findet man auch heute noch bisweilen in Küchen, wo sie beim Eierkochen benutzt werden; in neuerer Zeit werden sie auf Telephonämtern als Zeitmesser für Gespräche benutzt. So sind auf dem Hauptfernsprechamt in Berlin etwa 90 Sanduhren im Betrieb. Für genaue astronomische Messungen wurden

Einer weiteren Ausbildung waren die Wasseruhren leicht fähig. Mit Hilfe des abfließenden Wassers kann man ein Räderwerk treiben, durch welches ein Zeiger über ein Zifferblatt geführt wird; auch mit Klangwerken konnten solche Uhren, die zu wahren Kunstwerken ausgebildet wurden, versehen werden.

Auch der Gedanke war wohl ein nahe liegender, die Bewegung eines fallenden oder herabsinkenden Gewichtes zum Treiben eines Räderwerks zu benutzen. Doch ist es ungemein schwierig, einem Rade einen ganz gleichförmigen Gang zu geben, während Schwingungen, die stets gleich lange Zeit brauchen, bis der schwingende Körper umkehrt und nun nach der anderen Seite in genau gleicher Zeit schwingt, verhältnismäßig leicht hervorgebracht werden können. Es gelang wohl schon im zehnten Jahrhundert, Uhren mit einer sogenannten Hemmung zu ver-

fertigen. Die ältesten Werke dieser Art waren die Uhrenwerke mit der sogenannten Waag; die treibende Kraft einer solchen Waaguhr bildet ein sinkendes Gewicht, durch das ein gezahntes Rad, das Kronrad, in Drehung versetzt wird. Die Waag ist ein horizontaler, um eine senkrechte Achse hin und her schwingender Stab, an dessen beiden Armen kleine Gewichte verschiebbar hängen. An der Achse befinden sich zwei Schaufeln, die abwechselnd in die Zähne des Kronrades eingreifen. Greift jetzt die obere Schaufel ein, so wird das Rad gehemmt; gleichzeitig kehrt die Waag infolge des bei der Hemmung erhaltenen Stoßes um, so daß die hemmende Schaufel das Kronrad losläßt und dieses weiter geht. Nun hemmt aber die untere Schaufel das Rad, worauf die Waag wieder umkehrt, und das Spiel von Neuem beginnt.

Diese Waaguhren, gewissermaßen Uhren mit horizontalem Pendel, fanden in den nächsten Jahrhunderten weite Verbreitung. Im 15. Jahrhundert erkannte man, daß die Achse der Waag nicht senkrecht zu sein brauchte, die Waag also auch in einer anderen als der Horizontal-Ebene schwingen konnte; freilich mußten dann die kleinen Gewichte, durch deren Verschiebung die Zeitdauer der Schwingungen regulirt werden konnte, an ihr festgemacht werden. Doch bot die Uhr dann den großen Vortheil, daß sie ohne Störung transportirt werden konnte. Aber zu einem bedeutenden Aufschwung kamen die beweglichen, in der Tasche zu tragenden Uhren erst, als man das fallende Gewicht als Triebkraft beseitigte und dafür eine gespannte Spiralfeder einführte. Die erste derartige Uhr soll im Jahre 1500 von Peter Henlein in Nürnberg gefertigt worden sein; die Nürnberger Eier, wie man die Kunstwerke wegen der eiförmigen Gestalt des Gehäuses nannte, fanden bald große Verbreitung. Damit die aufgezogene Spirale, deren eines Ende am Uhrgehäuse feststeht, während das andere an der Welle eines Zahnrades befestigt ist, nicht sofort abläuft, muß sie, ebenso wie ein fallendes Gewicht, in regelmäßigen Zwischenräumen gehemmt werden. Die hierzu dienende Waag war in ein Mädchen, die Unruhe, umgestaltet, die beständig hin und her schwingt; auch an ihrer Achse sitzen zwei Schaufeln oder Lappen, die abwechselnd in die Zähne des dem Kronrad entsprechenden Steig- oder Hemmungsrades eingreifen. Die Unruhe wurde außer durch den Stoß der Zähne des Steigrades noch durch zwei Schweinsborsten, die als Federn dienten, im Gange gehalten. Diese Schweinsborsten wurden erst 150 Jahre später, um 1650, durch eine Spiralfeder ersetzt, die natürlich bedeutend feiner sein muß, als diejenige, die man als Triebfeder benutzte. Der Holländer Huyghens führte diese Verbesserung ein und erreichte dadurch eine Genauigkeit und Gleichmäßigkeit im Gange der Uhr, daß sie von Seefahrern benützt werden konnte.

Der gesteigerte Seeverkehr war es wohl überhaupt, der den Anstoß zu immer weiterer Vervollkommnung der Uhr gab. Hat der Seefahrer eine gut und gleichmäßig gehende Uhr, so weiß er, wie spät es in dem Hafen ist, aus welchem er kommt. Ermittelt er nun durch den Stand der Sonne die Zeit, die bei ihm gerade herrscht, so findet er durch

die Zeitdifferenz den Längengrad oder Meridian, auf dem sein Schiff sich gerade befindet; denn jede vier Minuten Zeitdifferenz entsprechen einem Abstand um einen Kreisgrad auf der Erde. Die Beobachtung der Mittagshöhe der Sonne liefert dem Schiffer noch die Breite, in der sein Schiff dahinschiffelt, und durch Länge und Breite ist sein Ort vollständig bestimmt. Je genauer nun die Seeuhr oder der Schiffschronometer geht, um so sicherer ist die Ortsbestimmung auf hoher See, so daß man große Mühe darauf verwandt hat, den Gang der Uhren möglichst gleichmäßig zu gestalten. Immerhin zeigten die ersten Huyghens'schen Seeuhren mit einer Spiralfeder für die Unruhe noch tägliche Abweichungen von fünf Minuten voneinander; hundert Jahre später bekam Harrison von der englischen Admiralität einen Preis von 10000 Pfund Sterling, gleich 200000 Mark, für eine Uhr, die nach einer halbjährigen stürmischen Seereise nur eine Abweichung von  $1\frac{1}{2}$  Minuten zeigte. Die angebrachten Verbesserungen betreffen hauptsächlich die Art der Hemmung, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann, und eine Kompensation oder Ausgleichung, um die Unruhe gegen die Aenderungen der Temperatur unempfindlich zu machen. Wird es wärmer, so dehnt sich die Unruhe, wie alle Körper, aus, ihre Speichen werden etwas länger; dadurch verlangsamen sich ihre Schwingungen, und die Uhr bleibt in ihrem Gange zurück; umgekehrt geht sie etwas zu schnell, wenn es kälter wird. Um diesen Uebelstand aufzuheben, zu kompensiren, ist das Unruherad aus zwei voneinander getrennten Hälften verfertigt, die mit je einem Ende auf einer sie verbindenden Brücke aufliegen. Diese halben Radreifen bestehen an der Innenseite aus Stahl, an der äußeren aus Messing, das sich bei Erwärmung stärker ausdehnt als Stahl. Da es jedoch mit dem Stahl fest zusammengeklebt ist, so kann es sich nicht genügend strecken und krümmt sich daher bei der Erwärmung stärker; dadurch werden die freien Enden der beiden Unruhe-Hälften der Brücke, auf der ihre anderen Enden feststehen, etwas genähert, so daß das bei der Erwärmung sich ausdehnende Rad wieder etwas verkleinert wird und seine ursprüngliche Größe bewahrt. Die kleine Abweichung, die nun noch ein genaueres Chronometer bei einer Aenderung der Temperatur bei seinem Gange zeigt, wird genau ermittelt, bevor man ihn in Gebrauch nimmt, und dem Instrument mitgegeben, damit sie bei Berechnung der geographischen Länge auf dem Schiffe Berücksichtigung finden kann. Die Instrumente der deutschen Kriegsmarine, deren Schiffe mit drei und vier Chronometern ausgerüstet sind, werden in Kiel und Wilhelmshaven geprüft; die Schiffe der Handelsmarine, die sich mit ein und zwei Chronometern begnügen, führen meist von der Hamburger Seewarte geprüfte Instrumente. Alle diese Uhren dürfen höchstens um wenige Hundertstel einer Sekunde täglich gewinnen resp. verlieren; sonst genügen sie den Ansprüchen nicht mehr, die man heutzutage an solche Instrumente stellt. Es mag übrigens noch bemerkt werden, daß die Gleichmäßigkeit der Abweichung wichtiger ist, als die Kleinheit; eine Uhr, die täglich um  $\frac{3}{100}$  Sekunde abweicht, ist besser, als eine, die nur um 2 oder 1 Hundertstel abweicht, falls die Abweichungen

dieser letzteren schwanken, bald 1, bald  $1\frac{1}{2}$ , bald 2 Hundertstel betragen; denn dann gestattet sie keine so genaue Berechnung, als die erstere, bei der die Regelmäßigkeit der Abweichungen ihre Berücksichtigung ermöglicht.

Dem Fortschritt, den die Uhren um die Mitte des 17. Jahrhunderts durch die Einführung der Unruhe-Spirale machten, stellte sich um dieselbe Zeit ein anderer zur Seite. Wie diese Spirale in ihren Schwingungen von außerordentlicher Gleichmäßigkeit ist und sich dadurch als so außerordentlich geeignet zum Eintheilen der Zeit erweist, so ist auch dasselbe mit dem Pendel der Fall, dessen Schwingungsgelege in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erforscht wurden. Ob ein Pendel ein wenig weiter ausschwingt oder nicht, ist für die Dauer der Schwingung gleichgültig, während die Länge des Pendels hierfür von entscheidender Bedeutung ist. Zum Messen kleinerer Zeitabschnitte sind daher die Schwingungen eines Pendels vorzüglich geeignet und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von den Beobachtern des Himmels vielfach benützt worden. Mit der Uhr wurde das Pendel zuerst von Galilei und bald darauf auch von Huyghens, dem Erfinder der Unruhe-Spirale, benützt. Bei der Pendeluhr wird, wie bei der alten Waaguhr, das Steigrad durch ein sinkendes Gewicht getrieben: mit dem Pendel ist die Hemmung fest verbunden, und zwar besteht sie heute meist aus einem Anker, der immer nach einer halben Schwingung einen Zahn des Steigrades freiläßt, um alsbald auf der gegenüberliegenden Seite mit seinem anderen Ende einen Zahn zu hemmen. Die Zähne des Steigrades haben schiefe Endflächen, mit denen sie auf den ebenfalls schiefen Endflächen des Ankers hingleiten; bei jeder Hemmung erhält der Anker und damit das Pendel einen kleinen Stoß, durch den es befähigt wird, die Reibungswiderstände zu überwinden und dauernd in Gang zu bleiben, bis das Gewicht abgelaufen ist. Statt des treibenden Gewichtes benützt man bei Pendeluhren gegenwärtig auch vielfach, wie in den Taschenuhren, eine gespannte Spiralfeder.

Für die Schwingungsdauer ist, wie erwähnt, die Länge des Pendels von entscheidender Bedeutung; nun ist diese genau wie die Unruhe von der Temperatur abhängig, das Pendel verlängert sich bei Erwärmung und verkürzt sich bei Abkühlung. Auch diese Uhren gehen daher zu langsam, wenn es heiß ist, zu schnell, wenn sie in einem kalten Raum hängen. Um den Fehler auszugleichen, benützt man ein sogenanntes Kompenspendel, das wie ein Ofenrost aussieht; es besteht aus zwei Eisen- und zwei Zinkstäben, von denen die ersteren sich nach unten ausdehnen. Sie tragen ein Querbrett, auf dem die Zinkstäbe stehen, deren freie Enden sich wieder nach oben dehnen. Dadurch erreicht man ein Gleichbleiben der Länge des Pendels, da man das Verhältniß, das Eisen- und Zinkstäbe zueinander haben, leicht ausrechnen kann.

In unserem 19. Jahrhundert hat sich noch eine neue Art von Uhren entwickelt, die sogenannten elektrischen Uhren, die auf elektrischem Wege regulirt werden. Wir behalten uns vor, auf sie gelegentlich in einem besonderen Artikel einzugehen. —

## Sterbender Frühling.

Von Dorothee Goebeler.

Bogelgezwitscher und Blumenduft,  
 Tönendes Klingen durchzieht die Luft.  
 Maienwind hat sich aufgemacht,  
 Jauchzend durchfährt er die Frühlingsnacht,  
 Zaust den Birken die grünen Locken,  
 Daß sie sich schütteln, jach erschrocken,  
 Fährt in des Apfelbaums Blätterhaus,  
 Rauft ihm die schneeweißen Blüten aus,  
 Und mit hellem Luchhe und Luchhei  
 Wirbelt er sie durch den blühenden Mai —  
 Jubelnder Frühling.

Enges Stübchen — die Fenster schmal,  
 Wände niedrig, schmucklos und kahl. —  
 Frierend auf dürftiger Lagerstatt  
 Kauert die Mutter, siech und matt.  
 Vater und Söhne lärmen und streiten,  
 Schelten fluchend die harten Zeiten,  
 Und am Fenster, im Abendwind,  
 Näht und stichelt ein blasses Kind.  
 Ewigen Werkeltags Einerlei  
 Flieht ihr das Leben vorbei — vorbei! —  
 Sterbender Frühling. — —

## Dorn Thau und Tag.

Von Clara Siebig.

(Fortsetzung.)

Dorn wußte selbst nicht, wie ihm war; er hatte es aufgegeben, Rechenschaft von sich zu fordern, immer zu fragen: wozu? Er hatte ganz vergessen, was er ihr eigentlich sagen wollte, daß seine Braut kam, bald — übermorgen! Er scheuchte mit der Hand durch die Luft, als könne er etwas Widriges verjagen — noch nicht, nicht daran denken, erst kam noch eine Nacht und noch ein langer schöner Tag! Dann erst war's an der Zeit. Mit großen Augen folgte er jeder ihrer elastischen Bewegungen; so geschmeidig war seine Braut nicht, die hatte immer auf ihr Kleid zu achten, auf ihre ganze zierliche Person — wie winzig würde sich die hier in der großen Natur ausnehmen!

Mit einem langen, tiefen Athemzug stand er still und sah sich um. Trozig ragten die Berge nieder, als hätten sie Jahrtausende so zu Thal geblickt; unten in der Schlucht donnerte das Wildwasser, die dunkeln Tannen streckten schirmend die breiten Aeste. Und ihm zur Seite ein Weib, eine starke Gefährtin, die herben Lippen verlangend geöffnet, in den klugen Augen ein neues, zärtlicheres Licht. Er tastete nach Irene's Hand, sie ließ sie ihm. Hand in Hand schritten sie dahin, wortfarg, scheinbar ruhig und doch im Herzen ein glimmendes Feuer.

Es wurde Abend, es wurde Nacht; sie mußten sich trennen. Sie hatten noch spät in der Dorf-gasse vor der Thür gefessen, es war empfindlich kühl, sie merkten es nicht; ihnen war heiß. Als er endlich ging und ihr die Hand zum Abschied reichte, that er es zögernd, widerwillig; ihr „Gute Nacht“ klang gepreßt wie aus verquollener Kehle.

Ruhelos warf sich Dorn auf seinem Bett umher — noch nichts vom Kommen seiner Braut gesagt, aber morgen, morgen! Im Zimmer war's dumpfig, er ächzte, er schwigte — ob sie schlief oder ob sie wachte? Eine Menge geistreicher Gedanken schoß ihm plötzlich durch den Kopf, wie hervorgehoben durch das Denken an sie; die mußte er ihr alle anvertrauen, rasch, ehe sie wieder vergessen wurden! Was würde sie wohl zu dieser Idee sagen und zu jener? Er richtete sich höher im Kissen auf und strich sich wohlgefällig den Schnurrbart — das waren gute Gedanken!

Und hiermit träumte er sich in den Augenblick hinein, in dem er ihr Alles sagen würde und freute sich darauf. Er konnte sich genau vorstellen, was sie für ein Gesicht machte — so verständnißhunig — und dann hatte sie eine ganz eigene Art, mit dem Kopf zu nicken; es war so schön, wenn der feste Nacken sich beugte. Wie schön mußte es sein, wenn dieser herbe Mund flüsterte: „Ich liebe dich —.“ Ja, ihre Arme mußten umschließen können, stark, heiß und doch weich; das Blut stieg ihm zu Kopf; wilde Phantastereien bemächtigten sich seiner und hetzten ihn herum bis zum Morgen.

Noch war das Zifferblatt der Uhr nicht zu erkennen, aber er konnte es nicht lassen, immer wieder darauf zu sehen. Ob sie schon auf war? Nein, jetzt krächten die Hähne, noch trabten keine nägelbeschlagenen Bauernschuhe draußen über's Pflaster. Er zwang sich mit Gewalt, liegen zu bleiben, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, eine Stunde. Und dann sprang er wie ein Rasender auf und fuhr in die Kleider — er hatte zu lange gelegen, es war schon spät, spät!

Athemlos stürzte er über die Gasse; da trat sie ihm schon entgegen, rascher als sonst, ein freudiges Lächeln um den Mund, einen selig verträumten Glanz im Gesicht. Kam's ihm nur so vor oder hatte sie sich verändert, seitdem er sie zuerst gesehen? Ja, plötzlich, seit gestern war's geschehen, ihr helles Auge war dunkler geworden, feuchter; tief sah sie ihn an, als sie ihm die Hand reichte. Ihre Stimme klang weich, voll von einem zärtlichen Wohlklang. Eine heitere Fröhlichkeit umleuchtete ihr ganzes Wesen; sie schien ihm mädchenhaft, jung, lebenswürdig. Seine Stimme bebte bei dem gleichgültigen Wort: „Guten Morgen,“ und die ihre bebte

wieder. Was war das? Ihm wurde so angst, beklommen stand er vor ihr.

Sie lehnte am Pfosten der Thür, die Arme unter der Brust gekreuzt, es fiel Dorn auf, sie war mit mehr Sorgfalt gekleidet als sonst, das Haar mit einer gewissen Güte geordnet. Warum — für ihn? Sein Blick wurde starr.

„Was sehen Sie mich so an?“ lachte sie. „Nun, wohin gehen wir heute?“

Er biß sich auf die Lippen, ihr Lachen schnitt ihm in die Seele, brüsk stieß er heraus: „Ich — ich habe einen Brief bekommen, meine — meine“ — er brachte es kaum hervor, es würgte ihn in der Kehle — „meine Braut kommt morgen!“

Sie starrte ihn an, einen Augenblick ganz verständnißlos, dann unsicher fragend und dann — dunkelroth werdend — mit einem wahrhaft entsetzten Ausdruck. Kein Wort kam über ihre Lippen, sie preßte die Arme fester zusammen und lehnte sich schwerer gegen den Pfosten.

Er wagte nicht, sie anzusehen; wie ein Ver-nichteter ließ er den Kopf auf die Brust sinken. Vor ihm gähnte plötzlich eine Kluft — drüben stand sie — und hier, neben ihm stand Anna Bröler, ihre verständig lächelnde Mädchenstimme drang an sein Ohr: „Hier bin ich, Brautleute gehören zu einander.“ Sein Herz krampfte sich zusammen, ein Stöhnen wollte sich ihm auf die Lippen drängen, ein Fluch, und dann — Gott sei Dank, noch war er nicht zu weit gegangen! Wie eine plötzliche Erleichterung fühlte er's. Er wurde ruhiger; zum ersten Male seit Tagen fragte er sich wieder: wozu?

„Es war ein schöner Traum“, sagte er leise und unsicher — „wir waren so gute Kameraden, nun kommt ein Dritter und drängt sich dazwischen. Aber wir werden ein hübsches Trifolium bilden, nicht wahr? Haha!“ Es war ein kläglicher Versuch zur Heiterkeit, das Lachen krampfhaft.

„Wir wollen es versuchen.“ Ihre Stimme klang ganz ruhig, aber der weiche, zärtliche Wohlklang drin wie weggewischt, das Organ war hart. Ihre Augen sahen an ihm vorbei in's Leere, und dann, plötzlich zusammensinkend, wendete sie sich in die Hausthür zurück. „Es ist besser, wir gehen heute Morgen nicht, ich — ich habe Nothwendiges zu schreiben — verzeihen Sie — heut — heut Nachmittag lieber!“ Wie ungeschickt sie zum Lügen war!

„Aber heute Nachmittag, Fräulein, heute Nachmittag, gewiß! ja?“ Seine Stimme drängte.

„Heute Nachmittag, ja!“ Sie senkte grüßend den Kopf; die Hand, die er ausstreckte, sah sie nicht. Schwerfällig ging sie durch den Flur, mit müden Schritten die knarrende Stiege hinauf.

Erich Dorn wuschte sich die schweißbedeckte Stirn, als er über die Gasse zurückschritt, es war ihm elend zu Muth, wie bei einem großen Magenjammer. Unsanft stieß er die Kinder bei Seite, die mit Buch und Schiefertafel zur Schule sprangen.

„Ach!“ Er warf klirrend das Fenster seines Zimmers zu und ging über die krachende Diele auf und nieder, immer auf und nieder. Die Stunden trochen langsam; er bemühte sich, an seine Braut zu denken — morgen um diese Zeit war die da, erst würde sie Toilette machen und dann hier Ordnung in seiner Stube schaffen, und dann —? Er reckte sich, eine unsägliche Langweile gähnte ihn an. Halbtodt vor Müdigkeit warf er sich auf's Bett, in den Kleidern querüber; an Schlaf war gewiß nicht zu denken, aber wenigstens die Glieder ruhen, die waren schwer wie Blei.

Es verging noch keine Viertelstunde, da tönte ein tiefes Athmen und ein gleichmäßiges Schnarchen durch die Stube — er schlief, sehr lange, sehr fest. Er stöhnte im Schlaf, er lächelte dann, wendete sich hin und her und warf, undeutliche Worte murrend, die Arme weit voneinander.

So lag er, das Gesicht erhitzt, Schweißperlen auf der Stirn und darüber die wirren, dunkeln Haare, bis es polternd an die Thür klopfte und die hübsche Magd, die braunäugige Bäbbi, den

Kopf hineinstreckte. Die Bäbbi lächelte schelmisch, als der Herr Doktor verwirrt auffuhr; mit was für Augen sie der ansah! So guckte ihr Schatz, der Jakob, sie immer am Sonntag an, wenn sie im Wirthshaus mitkommen getanz und er eins zu viel getrunken hatte. „Jesses, Herr Doktor,“ sagte sie und zeigte die blühenden Zähne — „han Sie geschlaof! Et Essen is fertig!“ —

Nachmittag! Eine feuchtlane, gehaltene Stille im Wald, mitunter nur ein Säuseln in Busch und Baum; wollte es regnen?

Die beiden Menschen fühlten den Druck in der Luft; gleich einer unsichtbaren Hand lag es ihnen auf der Stirn, der Athem ging kurz, das Steigen wurde schwer. Ohne Wort, ohne Verabredung, wie durch geheime innere Verständigung hatten sie den Weg zum Berg eingeschlagen, jenem Ziel des ersten gemeinsamen Spaziergangs. Kaum acht Tage her, und welch eine Ewigkeit dazwischen! Sie wechselten Worte, die ebenso gut hätten ungesprochen bleiben können: vom Wetter, von der Aussicht, von den Tannen am Weg; sie beeiferten sich, die armseligen Gedanken weit auszuspinnen, ihr Herz wußte nichts von dem, was der Mund sprach, das pochte nur bange: morgen kommt sie!

Jetzt waren sie oben. Ein Wind hatte sich aufgemacht und warf ihnen die Haare in's Gesicht; aus Westen kommend, schnob er urplötzlich mit gewaltigem Saufen über den Gipfel. Mit elementarer Wuth zerrte er an den Kleidern des Weibes und breitete die Rockschöße des Mannes aus wie Fledermausflügel. Sie mußten sich aneinander drängen, gegenseitig Schutz suchen vor dem Sturm; ihre Gewänder flatterten ineinander.

„Wir müssen dahin, unten am Wasser zwischen den Felsen ist mehr Schutz!“ Flüsternd wies Dorn hinüber zu den Blöcken, die, in der Mitte ausgehöhlt, wie riesige Schuttdächer sich über den dunkeln Wasserpiegel neigten. Der war heut nicht glatt wie das erste Mal; vom Wind aufgewühlt, jagte sich Welle auf Welle, kurze, unruhige Wellen, am Ufer mit einem schaumigen Gischt zerplarend. Gierig schluckte der dürre Rachen das Raß ein. Am Himmel fabelhafte Wolkengebilde, ganz in der Ferne dumpf mahrender Donner. Nun ein Zucken in der Luft, ein schnelles schwefelfarbiges Licht — und nun wieder das Grollen, näher, dringlicher.

„Das Wetter kommt!“ Dorn flüsterte noch immer; wie selbstverständlich legte er den Arm um den Leib der Gefährtin, sie fester an sich ziehend. Ohne Laut ließ sie es geschehen. Der Gut war ihr vom Kopf gerissen, sie trug ihn achlos in der Hand; der Sturm zerrte ihr die Nabeln aus den Haaren, die dunkeln Strähnen peitschten ihr um's Gesicht.

Mühsam kämpften sie sich weiter, die Leiber vorgebogen gegen den Anprall des Windes. Qui, Qui! — es piff, es toste. Die lange verhaltene Schwiüle macht sich Luft. Blitz auf Blitz, Donner auf Donner; und Wolken und Regen, schwere ver-einzelte Tropfen.

Unter dem größten Block tauerten sie sich nieder, die schwärzliche zerklüftete Höhlung sprang weit über ihren Köpfen vor; sanft fuhr das Wetter drüber hin. Es war dämmerig; im fahlen Licht erkannte er kaum ihre Züge, ungewiß schimmerte ihr weißes Gesicht. Sie war so weit wie möglich von ihm abgerückt; sie schmiegte sich an die äußerste Ecke der rauhen Wand, ihre Füße wurden schon vom Regen getroffen.

„Kommen Sie hierher, Irene, ich bitte Sie! Näher zu mir! Sie werden naß!“

„Nein!“

„So kommen Sie doch!“ Er streckte die Hand nach ihr aus.

„Nein!“ Naß stieß sie es hervor, ein Schaudern ging ihr über den Leib. Mit einer hastigen Gebärde raffte sie ihr Kleid an sich.

Ueber den schmalen Raum fühlte er ihre bange Athemzüge, es wurde ihm heiß. „Frieren Sie, Irene?“

„Nein!“ Wieder dies kurze rauhe Nein. Und dann nichts mehr.

Draußen klatscht der Regen, der Blick durchdringt nicht das Grau — Alles trüb, Alles düster. Und nun ein zuckender Blisstrahl! Grell beleuchtet er die schwarze Höhlung. Der Mann sieht des Weibes Haupt hintenübergebogen; die Lippen geöffnet, die Augen groß, starrt sie mit einem Ausdruck in's Leere, einem Ausdruck —

Stehend ist er neben ihr, er reißt sie an sich — Blis auf Blis, Donner auf Donner — Welt,

Brant, morgen, Alles vergessen! Er sucht ihren Mund, er küßt sie. Für Augenblicke und doch für Ewigkeiten fühlt er ihre Lippen an den feinen hängen, ihren zitternden Körper an den feinen gedrängt — da — mit einem unartikulierten Laut stößt sie ihn von sich. Die Augen unnatürlich weit geöffnet, weicht sie zurück.

Er will ihre Hand fassen, ihr Kleid — immer weiter tritt sie von ihm: schon strömt der Regen auf ihr Haupt, unter den nassen, schweren Haarstrahlen glühen ihm die aufgerissenen Augen an

aus dem gespenstlich leuchtenden Gesicht. Sie hebt die Hand — es sieht aus wie eine Drohung — halb laut murmelt sie, ohne den Blick von ihm zu wenden — langsam, langsam weicht sie einen Schritt nach dem anderen zurück:

„Die Lippen, die sich so berührt,  
Sind rettungslos gefangen;  
Spät oder früh, sie müssen doch  
Sich tödtlich heimverlangen!“

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

**Ein Zweikampf.** Die Schul ist aus! Während die Mädchen eifertig nach Hause trüppeln, löst sich die Schaar der Buben bald in einzelne Gruppen auf. Der hat mit diesem etwas auszumachen, ein Anderer mit jenem. Auf einmal steigt ein Schimpfwort auf. Der, auf den es gemünzt, wirft den Kopf empor und mißt den Feind mit wägendem Blick. Er ist nicht zu groß, er ist nicht zu stark, es kann gehen. Und sofort erfolgt seine Antwort. Sie ist so gepeffert, daß der Angreifer unmöglich schweigen kann. Im Handumdrehen ist das schöne Zankbrot im Gange. Das haben die Schulbuben mit den homerischen Helden gemein: Ehe sie raufen, schimpfen sie. Sie bleiben aber während des Schimpfens nicht stehen; bald dahin geht's, bald dorthin, und getreulich folgen ihnen die Kameraden. Endlich ist man an einen abgelegenen Platz gekommen. Der Eine hat den Zungenstreit satt, er stellt sich in Postur und schreit: „Willst vielleicht was? ... Komm' her!“ Einen Augenblick sehen die Weiden einander in die zornfunkelnden Augen, dann fliegen die Schulranzen auf die Erde, die Rauferei beginnt. Weinsteilen ist bei den Schulbuben sehr beliebt. Wer die Kunst versteht, wirft seinen Gegner fast unfehlbar. Und so dauert es denn garnicht lange, und die beiden Streithähne wälzen sich am Boden. Der, welcher oben zu liegen gekommen ist, sucht seinen Widerpart so fest auf die Erde zu drücken, daß er sich nicht mehr rühren kann und sich als besiegt erklären muß. Der Andere versucht natürlich, Luft zu bekommen, strampelt mit den Beinen, fährt dem Gegner in die Haare, wagt auch wohl zu fragen und zu beißen. Und Beide schreien. Diesen Moment hat Ludwig Knauts, der Maler unseres heutigen Bildes, zur Darstellung gewählt. Der Kampf steht knapp vor der Entscheidung. Und da können sich auch die Zuschauer nicht mehr halten und verrathen ihr Interesse, ihre Theilnahme. Der Knabe in der Pelzmütze erscheint in der Rolle des „Unparteiischen“. Er streckt abwehrend die Hand aus und schreit wohl auch: „Ausraufen lassen! Ausraufen lassen!“ Sein Nebenmann hat beide Hände geballt und bewegt sie stoßweise auf und nieder: „Feste, feste, uf de Weste!“ Der im bloßen Kopf hält es augenscheinlich mit dem Untenliegenden. Er verdreht Arm und Hand in der Weise, wie man es bei Kegelschiebern sieht, wenn die Kugel schlief gehen will: „Dreh' Dich! Dreh' Dich! Dann kommst Du vor.“ Nur die beiden Herrchen in Strichosen äußern ihre Theilnahme weniger auffallend; sie sind zu wohlgezogen, vielleicht auch schon etwas blaß. Unser Bild wirkt humoristisch. Warum? Weil der zum Vorschein kommende bittere Ernst der Kämpfenden und Zuschauer im Gegensatz steht zu der winzigen Ursache des Streites, weil der Beschauer des Bildes sich seiner Jugendzeit erinnert und weiß, daß das Resultat des Kampfes höchstens in einem Büschel ausgereißener Haare, einem Riß in der Hose oder einigen Kratzern besteht. Er erinnert sich, daß die meisten dieser Zweikämpfe, an denen er theilhaftig war, ein sehr schnelles Ende nahmen, weil ein Haiselnstreich oder ein Besenstiel in Sicht kam, und er schmunzelt und lächelt.

Der Name China ist den Chinesen selber vollständig fremd. Sie bezeichnen ihr Land immer nach dem Namen der jeweilig herrschenden Dynastie. Gegenwärtig nennen sie es Tsching-tsching-tsching, d. h. Reich der großen Reinen, nach dem seit Mitte des 17. Jahrhunderts regierenden Fürstenthume der Tsching, das sind die Reinen. Der Name China hat einen eigenartigen Ursprung. Im Nordwesten des gewaltigen Reiches, in der Provinz Schen-si, liegt ein Gebiet mit Namen Thin (etwa wie Tim ausgesprochen), das vor über 2000 Jahren einem chinesischen Kaisergeschlechte den Namen gab. Der Dynastie Thin (sie herrschte von 255—206 v. Chr.) entsamnte der berühmte Thin-Schi-hoang-ti. Dieser ließ 460 Gelehrte, die gegen sein brutales autokratisches Regiment zu protestiren wagten, verbrennen, er gebot auch, alle Bücher in seinem Lande zu vernichten. Manches unschätzbare Werk des chinesischen Alterthums mag zu jener Zeit dem Untergange geweiht worden sein. Diesem Kaiser — nach Einigen ist er der Begründer, nach Anderen der Vollender der chinesischen Mauer — gelang es indessen, die eine Zeit lang getrennten chinesischen Stämme zu einigen und sein Reich zu dem gebietenden fast in ganz Asien zu machen. Der Name Thin mochte aber den Bewohnern der Nachbarreiche nicht mündgerecht sein, denn schon zu

den Zeiten dieses Herrschers hatten die Hindus und Perser ein Sin, Sina, Sina oder Sina daraus gemacht. In dieser Form erhielt sich der Name jenes Geschlechts, dem noch heute in China ein Fluch nachgerufen wird, verschiedene Jahrhunderte. Die Namen der nächsten Fürstenthümer konnten im Ausland dagegen wenig aufkommen. Zufällig führte nun ein mächtiges Geschlecht, das China von 265—420 n. Chr. beherrschte, wieder den Namen Thin. Das chinesische Schriftzeichen für diesen Namen ist freilich ein verschiedenes, und auch die Aussprache mag eine etwas andere gewesen sein; doch wurde die feine Nuancirung von den Ausländern kaum bemerkt. Die zweite Dynastie Thin, deren Macht man bis an die Grenzen des heutigen Trans kulbigte, frischte den schon etwas verblässenen Glanz des Namens Thin wieder auf. Bei den asiatischen Völkern erhielt er sich jetzt für immer. Die ersten Europäer, die diesen Namen hörten, waren portugiesische Seefahrer im 16. Jahrhundert. Ihnen wurde, ohne daß sie das eigentliche China gesehen oder betreten hatten, der Name Tschina von den Malaien mitgetheilt, die ihn ihrerseits wahrscheinlich auch erst aus zweiter Hand empfangen haben. Der malaischen Aussprache Tschina, die sich mit dem portugiesisch-italienischen Idiom vortreflich deckt, paßten sich nun, mit Ausnahme Australiens, alle Völker Europas, je nach ihrer Aussprache, des „h“ an. Die Russen nennen das Land „Kitai“. Sie machten zuerst die Bekanntschaft der Mongolen, deren Land sie mit diesem Namen bezeichneten, da in der Mongolei bis etwa zur Zeit ihres ersten Eingreifens das tungusische Geschlecht der Kitans herrschte. Diesen Namen wandten sie mit der Zeit auf ganz China an, da dieses ihnen als der südliche Theil der Mongolei erschien. So hat er sich als Bezeichnung für China bis auf den heutigen Tag bei ihnen erhalten. Von den Mongolen mag auch der berühmte venetianische Reisende Marco Polo (1254—1323), der erste Europäer, der jene Gebiete betreten hat, den ähnlich klingenden Namen „Cataja“ für China mitgebracht haben. Allerdings wurde Marco Polo von seinen Zeitgenossen in Europa wenig beachtet. — Außer dem oben erwähnten, bei den Chinesen selbst gebräuchlichen Namen nach der jetzt herrschenden Dynastie ist bei ihnen die Benennung Tsching-tsching, Reich der Mitte, in gleichem Maße verbreitet. Weniger bekannt, und wohl nur bei Gelehrten und Dichtern im Gebrauch, sind die phantastischen Bezeichnungen Tsching-hua, Blume der Mitte, und Tsching-hia, Himmelsunterlage oder Weltriebe. —

Die Augen der niederen Thiere sind von dem kunstvollen Organ, durch welches bei den Menschen und den höheren Thieren das Sehen vermittelt wird, außerordentlich verschieden. Die einfachsten Organe für Lichtempfindung sind wohl die sogenannten Augenpunkte, wie sie sich zum Beispiel bei den Medusen finden, einer im Meere lebenden Quallenart, die fast wie Pilze aussehen. Das Auge besteht hier lediglich aus einer durchsichtigen Decke, unter welcher sich das äußere Ende eines Nerven befindet, der für Lichtreize empfindlich ist. Natürlich kann bei einem derartigen Auge von einem eigentlichen Sehen, einem Wahrnehmen der Formen irgend eines Körpers, von dem Licht ausgeht, keine Rede sein; die betreffenden Thiere empfinden höchstens ganz allgemein den Unterschied zwischen Helligkeit und Dunkelheit, wie wir etwa selbst bei geschlossenen Augen empfinden, ob wir uns in einem völlig dunklen oder hellen Raume befinden. Nur wenn das Licht, das von jedem Punkte eines Gegenstandes ausgeht, auf eine besondere Nervenfasern trifft, kann an ein Auffassen der Form eines Körpers mittelst des Auges gedacht werden. Dies ist bereits bei dem sogenannten Facettenauge vieler Insekten der Fall. Von dem knotenförmig verdickten Ende des Sehnerven geht hier eine große Reihe feiner Nervenfasern oder Nervenstäbe nach allen Richtungen aus, die sich an dem Ende zu einem durchsichtigen, das Licht stark brechenden Kegel, dem sogenannten Krystallkegel, verstärken. Diese Kegel sind von einem Pigment bis an ihre Basis umgeben, so daß nur solche Lichtstrahlen, die senkrecht auf die Endfläche eines Kegels fallen, in ihn hinein gelangen können. Obwohl daher das ganze Auge ein sehr großes Gesichtsfeld umspannt, weil die einzelnen Nervenfasern mit ihren Krystallkegeln strahlförmig auseinandergehen, kommt von jedem einzelnen Theile desselben doch nur

sehr wenig Licht in das Auge. Das mit einem solchen Auge ausgerüstete Thier kann daher zwar die Formen der Gegenstände in seinem Gesichtsfelde erkennen, indem es die einzelnen Punkte nebeneinander wahrnimmt; aber trotz des überaus kunstvollen Baues dieses Organs hält das dadurch ermöglichte Sehen keinen Vergleich mit dem der höheren Thiere aus, wo von jedem Punkte aus eine große Lichtfülle in das Auge dringt und dort durch Brechung an der Krystalllinse wieder in einem Punkt vereinigt wird. Manche Forscher bezweifeln überhaupt, daß die Insekten mit ihren Facettenaugen im eigentlichen Sinne sehen und gar Erinnerungsbilder der gesehenen Gegenstände bewahren. Das Facettenauge ermöglicht zwar mehr als die bloße Unterscheidung zwischen Hell und Dunkel, vor Allem giebt es auch die Richtung an, aus welcher ein Lichtreiz kommt; ob aber mehr als ein instinktives, immer gleichmäßiges Reagiren auf diese Reize, also ein bewußtes Sehen dabei stattfinden kann, ist doch zweifelhaft. —

**Unbewußte Blausäurevergiftung.** Kleine Kinder haben bekanntlich die Gewohnheit, Alles in den Mund zu stecken. Es ist daher nur eine vernünftige gefegliche Bestimmung, daß Kinderpielzeug nicht mit giftigen Farben gefärbt sein soll. Auch scharfen sorgsame Eltern ihren Kindern wohl ein, keine Beeren, Blumen, Blätter und Pilze in den Mund zu nehmen oder zu essen, da es unter diesen viele schädliche und giftige giebt, und Kinder thätig schon mehrfach durch Genuß von Tollkirschenbeeren, Himbeeren, Seidelbastbeeren, Herbstzeitloseblüthen und verschiedene Pilzarten ihr Leben eingebüßt haben. Eine Vergiftungsmöglichkeit, der nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene sich häufig aussetzen, wird aber fast garnicht erwähnt. Das ist der Genuß der Kerne dieser Obstarten, der Pflaumen, Kirschchen, Aepfel, Aprikosen, Pfirsiche und namentlich der bitteren Mandeln, die sämtlich Blausäure in Form von Amygdalin enthalten. Prof. Lehmann (Robert's Lehrbuch der Intoxicationen S. 511) fand in den Kernen von Aepfeln 0,6, Kirschchen 0,82, Pflaumen 0,96, Pfirsichen 2,35, bitteren Mandeln 2,5—4,0 Prozent Amygdalin. Wenn man nun erwägt, daß 17 Theile Amygdalin einem Theil reiner, wasserfreier Blausäure entsprechen, und daß von dieser der zwanzigste Theil eines Gramms genügt, um einen erwachsenen Menschen zu tödten, so wird Prof. Dr. Robert in Leipzig wohl Recht haben, wenn er behauptet, daß durch Genuß dieser Samen häufiger Vergiftungen erfolgen, als man allgemein annimmt. Prof. Hofmann in Leipzig hat einen dreijährigen Knaben secirt, der nach dem Genuß von 8—10 bitteren Mandeln gestorben war, und eine Frau, in deren Magen sich viele zerkaute bittere Mandeln fanden. Glücklicher Weise verlaufen diese Vergiftungen nicht immer tödtlich. Es zeigt sich nur Krämpfe im Halse, Husten, erschwertes Athmen, Mattigkeit, Hinfälligkeit, abgeschwächtes Gefühl und bleibende Schwäche in Muskeln und Nerven, Mangel an Eplust und heftige Kopfschmerzen; und es dauert oft Tage lang, ehe diese schlimmen Wirkungen des Giftes wieder völlig verschwinden. Daher scharfe man den Kindern nicht nur ein, keine unbekannteren Beeren und Pilze zu essen, sondern ebenso keine Kerne von bitteren Mandeln, Aprikosen, Pflaumen, Kirschchen und Aepfeln. Auch die Früchte der Vogelbeeren, des Weißdorns, Rothdorns und des Faulbaumes sind blausäurehaltig. Aber auch der Genuß von größeren Mengen mittelst der genannten Samen hergestellter Gemüsmittel, wie Marzipan, Mandelcreme, Kirschwasser, Zwischengeist, Rosoglio, Persico, Maraschino u. kann zu einer mehr oder weniger erheblichen Blausäurevergiftung führen. —

Die Dichter, das sind die großen Träumer ihres Volkes ... die Träumer seiner Sehnsucht.

Caspar Zischler.

### Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Deuthstraße 2, zu richten.